

Cornelia Schmalz-Jacobsen

**Russensommer**



Cornelia Schmalz-Jacobsen

# Russensommer

Meine Erinnerungen an die Befreiung  
vom NS-Regime

C. Bertelsmann

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

© 2016 beim C. Bertelsmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: buxdesign, München

Karten: Peter Palm

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-570-10311-1

[www.cbertelsmann.de](http://www.cbertelsmann.de)

*Für Justus und Claudine*



# Inhaltsverzeichnis

Prolog	9
Bunkernächte	11
Schafft die Kinder fort!	21
Kurti, Sigi, Rudi	31
Der kleine Kirr	41
Ein bunter Haufen	49
Bernstein	63
Die Russen kommen	71
Woina kaputt	81
Akkordeon	91
Die Polen gehen	97
Gefühlsunordnung	101
Frau, komm!	107
Dawei, dawei	113
Marusja	121
Kalinka und Krakowiak	131
Junge gutt	137
Flöhe knacken	143
Gold, Doktor!	149

Ganter tot	155
Artista	163
Doswidanja	171
Neue Zwänge	179
Geburtstagsüberraschung	191
Epilog	199
Danksagung	205



## Prolog

Die Mauer war gefallen, und man konnte wieder ohne Schlagbaum und Kontrollen kreuz und quer durch Deutschland fahren.

Aber im Vorfrühling von 1990 war der Straßenzustand in Mecklenburg-Vorpommern miserabel, und wir kamen nur langsam voran. Eigentlich musste ich mich auf Besprechungen konzentrieren, doch das Autotelefon funktionierte nicht. Also blickte ich aus dem Fenster und sah mir die Umgebung an.

Die Straßen waren leer, und ich sah nur einige Häuser, meistens grau und heruntergekommen. Ich war im eleganten 5er-BMW mit Chauffeur unterwegs und machte Wahlkampf in den Neuen Ländern, wie sie damals genannt wurden. Ich bekleidete zu der Zeit eine hohe Position in der FDP, und es ging um die letzte oder die erste demokratische Wahl der DDR.

Die Gegend in Mecklenburg-Vorpommern war mir nicht fremd, ich kannte sie noch aus meiner Kindheit. Das Land so flach wie ein Pfannkuchen und wintergraue Wiesen, so weit das Auge reichte.

Auf einer leeren Kreuzung sah ich plötzlich zwei dünne, junge Rotarmisten in ihren verwaschenen Uniformblusen

stehen. Sie sahen in unsere Richtung und streckten ihre Hände nach unserem Wagen aus – sie bettelten!

Es krampfte sich etwas in mir zusammen, und ich spürte plötzlich, wie mir die Tränen kamen. Erinnerungen, die lange zurücklagen, stiegen mit einem Mal in mir auf, Bilder von kurz nach dem Krieg.

Ich sah Nikolai, den achtzehnjährigen Rotarmisten, vor meinem inneren Auge. Er hatte genauso ausgesehen wie diese beiden Soldaten: sehr dünn, in der gleichen verwaschenen Uniform, mit dem gleichen, ein wenig schief sitzenden Käppi auf dem Kopf. Damals, auf dem Darß jedoch, waren die Rollen anders verteilt gewesen. Er gehörte zu den Siegern im *Großen Vaterländischen Krieg* und ich zu dem Volk der total Besiegten, zu den Angreifern, die das ganze Elend des Weltkriegs erst angezettelt hatten.

Jetzt war ich *die Reiche*, und sie mussten betteln! Es war kaum auszuhalten. Ich sagte nur: »Bitte fahren Sie weiter«, dann versank ich in meinen Erinnerungen.

## Bunkernächte

Ich war noch keine neun Jahre alt. Und ich hatte Angst. Angst vor den Bomben, Angst um mein Zuhause, Angst um meine Eltern und Geschwister. Es war der Herbst 1943, die Schlacht um Stalingrad war schon etliche Monate her, aber der Zweite Weltkrieg noch längst nicht zu Ende.

In Berlin wurden in jenem Herbst die Luftangriffe immer häufiger und auch immer heftiger. Die britischen Bomber kamen fast täglich, meistens mitten in der Nacht. Oft wurde ich aus dem Bett geholt, wenn die Sirenen mit ihrem schrillen Alarm vor einem Bombenangriff warnten. Bis heute wird mir flau im Magen, wenn ich eine Sirene höre. Meine Mutter und meine großen Geschwister hörten damals schon den streng verbotenen Sender BBC. Er war leicht zu empfangen, aber auch der offizielle Deutschlandsender informierte die Bevölkerung. – »Starke Verbände im Raum Hannover-Braunschweig im Anflug auf Berlin.« Es klang unheimlich, und es bedeutete, dass wir uns besser rasch auf den Weg in unseren Bunker machten. Ich hatte »Pullover-Braunschweig« verstanden, da mir wohl weder Hannover noch Braunschweig ein Begriff waren, und so war es fortan bei uns allen ein geflügeltes Wort. »Pullover-Braunschweig« bedeutete Angst, Zerstörung und möglichst schnell in den Bunker.

Unser kleiner Bunker lag hinter unserem Reihenhaus, ganz am Ende des langen, schmalen, handtuchförmigen Gartens. Der Vater einer Schulkameradin meiner Schwester Nico war Bauingenieur, und meine Eltern hatten ihn gefragt, ob er uns einen kleinen Bunker bauen könne. Er sagte zu und baute ihn in einer ganz anderen Form als üblich. Anstatt horizontale und vertikale Elemente zu verwenden, bekamen wir einen runden Bunker, bestehend aus zwei großen, miteinander verbundenen Betonröhren, wie man sie noch immer im Straßenbau sehen kann. Es war ein ganz besonderes Modell. Mein Vater hatte uns, schon bevor er 1941 zur Wehrmacht eingezogen wurde, mehrfach erklärt, dass die runde Form sicherer vor Einschlägen sei als ein eckiger Bau.

Zum nächstgelegenen, öffentlichen Bunker brauchte man zehn bis fünfzehn Minuten. Zu weit und zu gefährlich, um bei Bombenalarm hinzulaufen. Es war Pflicht, bei Alarm einen Bunker aufzusuchen – wenn die Sirenen losgingen, waren also bald alle Häuser leer. Die Türen der Häuser durften nicht abgeschlossen sein, damit der Blockwart, eine Art Hausmeister mit Aufsichtspflichten, der meistens für mehrere Häuser oder einen ganzen Häuserblock zuständig war, überall Zutritt hatte. Es könnte ja irgendwo Licht brennen, ein Brand schwelen oder etwa sogar ein Mensch versteckt sein! Blockwarte hatten den Ruf, Spitzel und Denunzianten zu sein, deshalb war meine Mutter immer darauf bedacht, die von ihr versteckten Juden gut zu verbergen, bevor wir in den Bunker gingen.

Nur unsere Haushaltshilfe Hedda – sie war eine sehr wichtige Person in unserer Familie – bestand darauf, auch bei Alarm im Haus zu bleiben. Sie hatte zwanzig Jahre lang bei einer jüdischen Anwaltsfamilie gearbeitet, bis es ihr die

Nürnberger Rassengesetze 1935 verboten. Eine arische Frau unter fünfundvierzig Jahren durfte keinesfalls mehr in einem jüdischen Haushalt arbeiten, zu dem auch Männer gehörten. Sie hatte Sympathie mit den Juden – also konnte meine Mutter ihr vertrauen. Hedda litt allerdings unter einer unerträglich starken Klaustrophobie und wollte deshalb keinesfalls in den engen Bunker gehen. Sie setzte sich durch und blieb im Haus.

Die Fenster blieben möglichst einen Spalt weit geöffnet, damit sie bei einer Bombenexplosion nicht so leicht brachen. Vorsichtsmaßnahmen, die keineswegs immer halfen.

Um in unsere Röhre zu kommen, mussten wir durch den ungeschützten Garten laufen und eine kleine Treppe mit ein paar Stufen hinuntergehen. Dann konnten wir es uns auf den Matratzen, mit denen die beiden Röhren ausgelegt waren, einigermaßen bequem machen. Proviant hatten wir nicht mit dabei. Meistens dauerten die Angriffe nicht so lange.

Ich hatte meiner Mutter an jenem Novemberabend eine Überraschung bereiten wollen, hatte mich ohne Ermahnung ausgezogen und gewaschen. Ich erschien also bettfertig im Nachthemd und wurde gelobt, aber fast im selben Atemzug sagte sie: »Heute wäre das nicht nötig gewesen, denn es ist schon Pullover-Braunschweig angesagt worden.« Ich musste also so schnell wie möglich zurück in meine Kleidung. Dann ab durch den Garten, Mutter, wir drei Schwestern und ein zwölfjähriges Mädchen samt Schäferhund, die ein benachbartes Ehepaar bei uns zur Betreuung abgegeben hatte.

Kaum im Bunker angekommen, gingen der Krach und das Getöse schon los. Der Angriff war schwerer als alle anderen vorher. Die Großen kommentierten die Einschläge der Bomben: »Klingt ziemlich nah!« – »Hoffentlich nicht bei uns!« Ich versuchte, nicht ständig über die Bedeutung der Geräusche nachzudenken. Das Pfeifen der Bomben, ehe sie einschlugen, war beängstigend, weil man nie genau wissen konnte, wo sie landen und welche Zerstörung sie anrichten würden. Manche Silvesterraketen unserer Tage geben einen ganz ähnlichen Pfeifton von sich, den ich noch heute schwer ertrage, weil sofort die Bilder von Krieg und Bomben vor meinem inneren Auge erscheinen.

Wenn die Sirenen mit einem einzigen, langen Ton Entwarnung gaben und der Fliegerangriff vorüber war, verließen meine Mutter und die Schwestern den Bunker, liefen durch den Garten und schauten sich um – ob unser Haus getroffen war oder eines der Nachbarhäuser, ob es irgendwo brannte und gelöscht werden musste. Wassereimer standen bereit – zum Glück gab es Wasser noch aus der Leitung. Die ganze Nachbarschaft war auf den Beinen, um zu löschen und zu helfen, wo Hilfe nottat.

Ich jedoch musste allein im Bunker bleiben, denn die Großen konnten mich nicht gebrauchen! – Ich wusste das und sah es auch ein. Aber scheußlich war es trotzdem.

In jener Nacht, nach dem langen und schweren Angriff, setzte es mir besonders zu, dass ich nicht nach oben konnte. Die Zwölfjährige, die zu Gast war, musste natürlich auch noch im Bunker bleiben, aber sie war keine Freundin von mir, und ich kannte sie kaum. Sie starrte vor sich hin und murmelte undeutliche, verrückte Sätze. Immer wieder wimmerte sie: »Liebergottbittebittebeschützeunslieder-gottvergissunsnicht«, dann holte sie kurz Atem, und gleich

ging es wieder los mit dem Gewimmer. Ich versuchte, sie etwas zu beruhigen, aber sie hörte überhaupt nicht zu. Das Mädchen flößte mir noch mehr Angst ein, ich fürchtete mich vor ihm. So blieb mir nur Gypsie, der freundliche, große, gutmütige Schäferhund, den ich gut kannte. Ich klammerte mich an das Tier, streichelte sein weiches Fell und versuchte, mit den großen Hundeohren meine kleinen Ohren zuzuhalten. Mal das eine, mal das andere Ohr. Das war gar nicht so leicht. Ich spürte den Herzschlag des Hundes an meinem Gesicht. Diesmal hatte der Angriff sehr lange gedauert.

Es gab damals so viele Dinge, vor denen ich Angst haben konnte, Dinge, die ich nicht verstand. Wie ging es meinem Bruder Konstantin, der gleich nach seinem neunzehnten Geburtstag im letzten Juli zur Wehrmacht eingezogen worden und nun in Russland war? – Wie ging es meinem Vater, der seit mehr als zwei Jahren im sogenannten Generalgouvernement in Polen ein hochgefährliches Leben lebte? Wie lange würde dieser Krieg noch dauern?

Mit dem Hund in den Armen tat ich das Naheliegende: Ich träumte mich weg. Ich dachte an die Ostsee, an eine Welt, in der es ruhig war und friedlich. An meine Reise im vergangenen August mit meiner Liebblingsschwester, der ältesten, genannt Mimi, nach Zingst. Ich dachte an die schöne, schlanke Tante Mary, bei der wir gewohnt hatten, an ihre wehenden Röcke, die hochgesteckte Außenrolle und ihre anmutigen Bewegungen. Sie war halbe Engländerin, wie sie uns erklärte. Das machte sie für mich noch interessanter, wie alles Ungewöhnliche und Fremdartige. Ich erinnerte mich an den blühenden Garten und das gemütliche Haus. An der Ostsee gab es keine Sirenen und keine Bomben.

Tante Mary hatte ein Tutu, ein Ballettröckchen, weil sie früher Ballett getanzt hatte. Ich durfte es anziehen, obwohl es mir viel zu groß war, und war glücklich zur Schallplattenmusik aus dem aufziehbaren Grammofon durchs Haus geschwebt.

Die Einladung nach Müggenburg war ein besonderes Ereignis gewesen, zu einer mir unbekanntem Tante Maria und einem unbekanntem Onkel Friedel. Wir waren an einem Sommernachmittag auf einen richtigen Bauernhof gefahren. Wenigstens für die Augen eines Kindes hatte nichts in diesem Ort darauf hingedeutet, dass sich Europa mitten in einem Krieg befand. Es gab Kuchen und künstliche Limonade, ich war aber zunächst ziemlich schüchtern. Der kleine Christian, der vierjährige Sohn der beiden, brach den Bann. Mit einem merkwürdigen Akzent schlug er mir vor: »Du kleine Mädchen, ich dir sollen zeigen Stall?« Natürlich wollte ich das alles sehen! – Warum sprach er so komisch? Der kleine Christian war unwiderstehlich. Er war ein munteres Kind, mit blitzblauen Augen, die zu leuchten schienen, und einem ansteckenden Lächeln mit strahlend weißen Milchzähnen. Die Berliner Kinder erschienen mir dagegen blasser und weniger fröhlich. Kein Wunder, bekamen sie den Krieg doch aus nächster Nähe mit.

Wir gingen durch den großen Stall aus rotem Backstein. Nur die Schweine waren da, die Kühe, Schafe und Pferde standen auf der Weide. Es hatte nicht besonders gut gerochen – aber sogar der Stallgeruch war besser gewesen als dieser Geruch nach feuchtem Zement.

Ich unterbrach meinen Tagtraum und nahm den Bunkergeruch wahr. Ich blickte auf die einzelne Glühbirne in der Röhre und erinnerte mich an den schummrigen Heu-



boden von Müggenburg. Das Mädchen neben mir wimmerte. Ich dachte noch immer an den Sommer, an Onkel Friedel, in den ich mich sozusagen auf den ersten Blick verliebt hatte. Er war groß, hatte eine Halbglatze und ein Gesicht voller Lachfältchen. Er trug Knickerbocker und einen Pullover. Er wandte sich mir zu und behandelte mich nicht wie ein Kleinkind. Er sprach mit mir, als wäre ich nicht die kleinste Schwester, sondern ein ernst zu nehmendes, fast schon erwachsenes Mädchen. Seine Anwesenheit gab mir ein warmes Gefühl. – Irgendwann in diesen Gedanken bin ich tatsächlich eingeschlafen. Aber ich schlief nicht lange. Die Stimme meiner Mutter weckte mich auf: »Du kannst jetzt nach oben kommen, und ab ins Bett. Alles in Ordnung.« – Ich stolperte durch den Garten ins Haus.

Am nächsten Morgen lag meine sechzehnjährige Schwester Nico mit einer Rauchvergiftung im Bett. Nicht in ihrem eigenen Mansardenzimmer unter dem Dach, sondern im ersten Stock, im breiten Bett unserer Mutter. Ihr Gesicht war ganz weiß, sie hustete und bekam schlecht Luft. Außerdem hatte sie Kopfschmerzen. Als ich in der Röhre gelegen hatte, war sie oben herumgelaufen und hatte mit Wasser-eimern kräftig gelöscht. Meine älteste Schwester und meine Mutter hatten zwar auch gelöscht, vielleicht an einer anderen Stelle, jedenfalls hatten sie keine Rauchvergiftung davongetragen.

Ich erklärte meiner Mutter kategorisch: »Ich bleibe nicht hier, ich will zu Onkel Friedel und Tante Maria.« – Nur weg von den Bomben! Wie herrlich musste es dagegen an der Ostsee sein! Und was konnte man an der Ostsee alles tun, anstatt in Berlin in einem Bunker zu schmoren.

Vielleicht war ich damals schon ein willensstarkes Mädchen, vielleicht konnte ich auch den Bunker nicht mehr ertragen. Aber ich wusste, was ich wollte, und ich wusste insgeheim auch, dass ich es durchsetzen würde. Eigentlich war ich immer noch ärgerlich mit meiner Mutter, dass sie niemals von diesen netten Verwandten auf dem Darß erzählt hatte. Immer wenn ich von Onkel Friedel erzählte, wich sie aus und wechselte das Thema. – Auch jetzt reagierte sie nicht so, wie ich es erwartet hatte. Sie sagte nicht »Nein« und nicht »Ja«, sie war zögerlich und meinte nur, das sei nicht so einfach.

Ich redete noch eine Weile auf meine Mutter ein, dann zog ich mich in mein Zimmer zurück. Aber ich war mir sicher, dass es so kommen würde, kommen musste, wie ich es mir wünschte. Irgendwie hatte ich keinen Zweifel daran. Ich wollte so schnell wie möglich weg aus Berlin an die Ostsee.

Und dann geschah das Seltsame: Noch am selben Tag rief mein Onkel Friedel an. – Vielleicht war es Gedankenübertragung, vielleicht aber auch einfach nur Zufall. – Ich stand direkt neben meiner Mutter, als er sie fragte: »Willst du uns nicht deine Kleine schicken? Das wäre doch besser für euch alle!«

Aus irgendeinem Grund hatte ich genau so etwas Ähnliches erwartet. Zum ersten Mal in meinem Leben, so kam es mir vor, hatte ich eine Entscheidung ganz für mich allein getroffen. Durchaus im vollen Bewusstsein, dass dies eine Trennung von Mutter und Schwestern sein würde. Ich wusste auch, dass die Trennung nicht nur ein paar Tage dauern würde. Was war ich damals für ein Kind? Wollte ich vor allem weg aus Berlin oder vor allem hin an die Ostsee? Wieso übte Onkel Friedel eine solche Anziehungskraft auf mich aus?

Die ganze Tragweite dieser Entscheidung konnte ich als Achtjährige natürlich noch nicht ahnen. Und wie es dann wirklich allein in der Fremde sein würde, konnte ich mir auch nicht vorstellen.

Doch meine Reise auf den Darß war beschlossene Sache.



## Schafft die Kinder fort!

Isa, eine alte Freundin meiner Mutter, holte mich ein paar Tage später ab. Auf dem Weg zum Stettiner Bahnhof, der heute Nordbahnhof heißt, führen wir durch eine Stadtlandschaft, wie ich sie noch nie zuvor gesehen hatte. Unsere Gegend in Neuwestend, in der Nähe des Reichssportfeldes, dem heutigen Olympiastadion, war zwar auch an einigen Straßen getroffen worden, aber das, was ich jetzt auf der Fahrt ins Zentrum sah, war ohnegleichen.

Überall waren nur Trümmer und Ruinen. Ausgehöhlte Häuser, von denen gerade noch die Außenwände standen, Ruß an den übrig gebliebenen Mauern, Straßen, die unter Trümmern und Schutt kaum noch als solche zu erkennen waren. Alles schien grau und staubig.

Ich erinnere mich nur an diese Zerstörung. Nicht an den Bahnhof oder den Zug, nicht an die Bahnhofshalle oder die Bahnsteige. Ich sehe in der Erinnerung auch keine Menschen. Eigentlich muss es dort voll gewesen sein, auch voller Kinder, die mit und ohne Mütter die Stadt verließen.

Aber dies alles ist weg, ausgelöscht. Wer saß im Zugabteil außer Isa und mir? Andere Kinder? War es laut? – Ich weiß es nicht, ich erinnere mich nur an uns beide. Der Schock angesichts der schweren Zerstörungen muss so groß gewesen sein, dass ich alle anderen visuellen Eindrücke nicht

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Cornelia Schmalz-Jacobsen

## **Russensommer**

Meine Erinnerungen an die Befreiung vom NS-Regime

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 224 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-570-10311-1

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Oktober 2016

Die Kindheitserinnerungen der bekannten Politikerin an das Kriegsende

Der Sommer 1945 hat sich Cornelia Schmalz-Jacobsen tief ins Gedächtnis gebrannt. Sie erlebte das Kriegsende als zehnjähriges Mädchen bei Verwandten an der Ostsee. Den Anmarsch der Russen empfand sie als Befreiung: Endlich war der Krieg mit seinen Berliner Bombennächten vorbei, es bestand keine Gefahr mehr durch SS oder Gestapo. Die Last des jahrelangen Schweigens über die Gesinnung ihrer Eltern – sie waren aktive Nazi-Gegner – fiel von ihr ab. Vor allem aber ihre Freundschaft zu drei jungen Rotarmisten machte diesen Jahrhundertsommer für sie unvergesslich. Auch wenn die Erinnerungen an diese Zeit überwiegend glücklich waren – die dunklen Momente blieben ihr nicht verborgen: So berichtet sie von der diffusen Angst der Frauen vor den Soldaten, von Kriegsgefangenen, von versteckten SS-Leuten und ganzen Familien, die sich nach Ende des NS-Regimes das Leben nahmen. Einfühlsam und berührend schildert Cornelia Schmalz-Jacobsen den Sommer nach dem Ende des Krieges und eröffnet einen überraschenden Blick auf ihre Kindheit in jener dramatischen Zeit.



[Der Titel im Katalog](#)